

Über den Autor:

Alex Christofi hat in Oxford Englisch studiert und lebt und arbeitet heute in London als literarischer Agent. Er ist der festen Überzeugung, dass »alles auf der Welt existiert, um schließlich zwischen zwei Buchdeckeln zu enden«.

ALEX CHRISTOFI

MR. GLAS

ROMAN

Aus dem Englischen
von Henriette Zeltner

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Glass« bei Serpent's Tail.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Deutsche Erstausgabe April 2015
Droemer Taschenbuch
Copyright © 2015 bei Alex Christofi
Copyright © 2015 für die deutschsprachige Ausgabe bei
Droemer Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Antje Steinhäuser
Covergestaltung: Franzi Bucher, München
Coverabbildung: Franzi Bucher, München
Satz: Sandra Hacke
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30453-2

2 4 5 3 1

*»Irgendwer hat gelehrt, dass Tempel nur für Fanatiker sind,
und hat die Tempel weggenommen und versprochen,
dass keine Tempel mehr nötig sind. Und jetzt gibt es keinen Schutz.
Und keine Landkarte, um den Schutz eines Tempels zu finden.
Und ihr tappt alle im Dunkeln einher, im Durcheinander
der Erlaubnisse. Das ohneendige Streben nach einem Glück,
über dem irgendwer euch die alten Sachen vergessen gelassen hat,
die das Glück möglich gemacht haben. Wie heißt das bei euch:
›Alles geht‹?«*

David Foster Wallace, »Unendlicher Spaß«

VORWORT

Mir ist sehr wohl bewusst, dass in Ihren Augen Glas wahrscheinlich nicht entscheidend für den erfolgreichen Weg des Menschengeschlechts ist. Doch lassen Sie sich versichern, dass es für die Geschichte der Menschheit ebenso unverzichtbar ist wie Licht oder Wasser und im Vergleich zu allen anderen Stoffen einen unübertroffenen Charakter besitzt. Es wirkt rein und klar, dabei ist es wie bei Perlen eine aus Schmutz erzeugte Reinheit. Es ist hart und beständig, aber wir stellen es vornehmlich wegen einer anderen Eigenschaft her, nämlich wegen seiner Transparenz.

Glas kann so vieles sein. Es kann scharfkantig oder glatt sein. Es kann Geräusche dämpfen und Schwachsichtige sehend machen. Es kann das Licht so geschickt brechen wie Wasser. Es kann Licht zu einem Laser fokussieren oder es in tausend »Tröpfchen« streuen. Glas kann sogar Spiegel bilden, die das Licht zurückwerfen und uns zeigen, wer wir sind. Ohne Glas gäbe es keine Zivilisation, ungefähr genauso wenig wie ohne Feuer. Glas hat das Licht in unsere Behausungen gebracht, das im ganzen weiten Universum herumwirbelte, so dass wir es wohl besser genau erforschen sollten. Ohne Glas würden wir in einer fensterlosen, flachen Welt leben, struppig, blind, durstig, und missmutig unsere Gesichter abtasten, um festzustellen, wie sie beschaffen sein mögen.

Ein einziger Mann ist für meine große Ehrfurcht vor Glas verantwortlich. Ich traf ihn in Salisbury, in der

Kathedrale, wo ich arbeite. Inzwischen ist er bedauerlicherweise tot. In seiner Familie gibt es diese Tradition, aus dem Glied auszuscheren, um vor seinen Schöpfer zu treten. Als einer der wenigen Menschen, die seine verborgenen Motive vielleicht kannten, habe ich es auf mich genommen, seine Geschichte zu erzählen, weil er es selbst nicht mehr kann. Einzelheiten habe ich nach meinen Möglichkeiten aus Zeitungen, Polizeiberichten und von den Menschen, die ihm begegnet sind, zusammengetragen.

Weil man mir die Wahrheit ohnehin nicht glauben würde, erlaube ich mir, sie in meine eigene Version eines Schelmenromans zu verwandeln. Denn mehr als alles andere amüsiert sie mich. Wenn ich von der Realität abweiche oder hier und da eine Figur erfinde, dann tue ich das lediglich, um die unterschiedlichen Wahrheiten zu trennen, so wie ein Prisma weißes Licht in einer Vielzahl leuchtender Farben bricht. Ich bin überzeugt davon, dass es nur so funktionieren kann. Günter Glas war ein ganz großartiger Mensch, der viele Widersprüche in sich vereinte.

Natürlich weiß ich nicht, ob Günter es gutgeheißen hätte, dass ich ihn zu einer Romanfigur mache. Ich vermute, er hätte eher wie einst Jesus ausgerufen: »Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.«¹

*Dekanin Angela Winterbottom,
Salisbury, den 2. Mai 2012*

¹ Johannes 2:4: Ich weiß, dass man heutzutage die King James Bible nicht mehr benutzen sollte, aber sie ist zehnmal besser als diese schreckliche neue internationale Version. (Für die deutsche Übersetzung: zitiert aus der Lutherbibel von 1912.)

1. KAPITEL

EINE EINFÜHRUNG ZU GÜNTER GLAS

Zufällig heiße ich tatsächlich Glas. Meine Mutter einigte sich mit meinem Vater folgendermaßen: Wenn ich seinen Nachnamen bekäme, würde sie den Vornamen aussuchen. Vielleicht aus Sehnsucht nach ihrem aufgegebenen Heimatland entschied sie sich für einen typisch deutschen Namen, den eines Helden. Und so nannten sie mich Günter.

Inzwischen frage ich mich, ob ich mein dreiundzwanzigstes Lebensjahr überstehen werde. In den neun Monaten seit dem Tod meiner Mutter habe ich eine neue Arbeit begonnen, die mich Bekanntschaft mit einer Reihe neuer Menschen schließen ließ. Einen von ihnen habe ich aufgrund eines Missverständnisses getötet. Doch es geschahen auch andere Dinge in den zweiundzwanzig Jahren davor, und die sollte ich wohl zuerst erklären.

Meine ersten Lebensjahre waren, wie man sich denken kann, unspektakulär. Ich durchlief die üblichen Entwicklungsstadien: Bündel (0–1), Tier (1–4), memorierfähig (4+). Meine frühe Kindheit habe ich als eine Zeit in Erinnerung, zu der ich noch nicht viele Wörter kannte und nicht in der Lage war, Dinge Kategorien zuzuordnen. Das Gute daran war, dass mir fast alles wie eine Offenbarung erschien. Eine klebrige Substanz! Die gut schmeckte! Wenn Licht hindurchschien, änderte sie die Farbe! Sie war klebrig! Sie blieb an der Katze hängen!

Der Nachteil war, dass ich Verhaltensregeln entwickeln musste, etwa: »Honig gibt es nur manchmal« (wann?) und »Keinen Honig auf die Katze streichen«. Damals war das nicht so offensichtlich, doch heute kommt es mir vor, als würde Großwerden bedeuten, die pure Erfahrung zu verwirken und dafür im Gegenzug die Bequemlichkeit und Verlässlichkeit von Regeln zu erhalten.

Ich würde sagen, wir waren eine glückliche Familie. Ich meine, Dad ist kein Mensch der Sorte, die sich tatsächlich als glücklich bezeichnen würde, und wenn man sich zufällig einen Tag herauspickte, dann wäre es sehr wahrscheinlich, dass es irgendeinen Wirbel oder Streit gegeben hatte, aber das Wichtige an der Sache war, dass es am nächsten Tag schon um etwas anderes ging, so dass sich daraus kein Kleinkrieg entwickelte. Anscheinend gab es keine Auseinandersetzungen, bevor Max geboren wurde. Doch das war schon ein Jahr nach meiner Geburt, daher habe ich es nicht in Erinnerung. Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass ich jemals Anlass zu irgendwelchen Streitereien gegeben hätte.

Was meinen Bruder angeht, sollte ich etwas klarstellen. Die Leute meinen ja, weil er taub ist, könne er kein schlechter Mensch sein. Aber seine Taubheit hat rein gar nichts mit der Tatsache zu tun, dass er ein absoluter Bastard ist.

Jedes Mal wenn es mir zu viel wird, schließe ich die Augen und denke mir: Du wirst niemals Musik hören.²

² Dekanin Winterbottom: Manche Taube können überhaupt keine Musik hören. Man nennt sie »hochgradig schwerhörig«. Ihre Ohren sind so nützlich, als würden sie sich unter hundert Tonnen Wasser befinden. Max kann dagegen Musik hören, aber der Unterschied ist so groß wie der zwischen einem live spielenden Orchester und dem Lautsprecher eines Kassettenrekorders aus den Siebzigern.

Dann tut er mir leid. Ich vermute, dass andere Menschen es ähnlich machen, und darum kommt er damit durch, ein solcher Bastard zu sein. Aber ich weiß, was Sie sich jetzt denken: Bestimmt war er nicht schon immer ein Bastard. Vielleicht gab es ein Ereignis in seiner Kindheit, das ihn dazu gebracht hat, auf die Menschen loszugehen, denen er am Herzen lag. Und vielleicht existierte vor diesem Vorfall ein Prä-Bastard namens Max.

Lassen Sie uns die Tatsachen betrachten. Als ich vier war und er drei, bekam er irgendwie eine Schere in die Finger und zerschnitt meine Kuschedecke sorgsam zu Konfetti. Als ich fünf war und er vier, legte er Legosteine unter mein Bettlaken, in meine leeren Schuhe und überall sonst hin, wo er glaubte, mir Unbehagen bereiten zu können. Als ich neun war und er acht, wachte er einmal frühmorgens auf und entfernte die Türklinke an der Innenseite unseres gemeinsamen Kinderzimmers, bevor er mich darin einsperrte. Ich hatte das Gefühl, in irgendeinem nicht enden wollenden Alptraum geraten zu sein. Weil ich sehr dringend aufs Klo musste, entkam ich durchs Fenster (im Erdgeschoss), nur um dann festzustellen, dass er auch die Hintertür abgesperrt hatte. Die Katze starrte mich an, wie ich barfuß und im Pyjama draußen stand, als wollte sie sagen: *Hat's dich auch erwischt?*

Als Wiedergutmachung für diese Menschenrechtsverletzungen genoss ich das Privileg, jedes Mal bei Mum im Wartezimmer zu sitzen, wenn wir einen Familienausflug ins Krankenhaus unternahmen. Dad pflegte mit Max hineinzugehen, und Mum blieb mit mir im Wartezimmer, wo es einen Abakus und irgendwelches anderes Spielzeug gab, für das ich schon zu alt war. Wenn wir ankamen, spielte immer schon eine Bande von zwei oder drei Kindern damit und verjagte mich. Einmal, daran

erinnere ich mich genau, beschimpften sie mich als »Fatty Fats McNugget«. Aber ich glaube, es störte mich gar nicht so sehr, ausgeschlossen zu sein, weil Mum ja da war. Ich setzte mich immer auf ihren Schoß und half ihr bei den Wortsuchrätseln. Mum meinte, dass ein Wortsuchrätsel leichter sei als ein Kreuzworträtsel, weil man die Bedeutung eines Wortes nicht kennen muss, aber sie wusste sie immer und erklärte sie mir alle. Mich erinnerten die Suchwörter an Schlachtschiffe. Das große Boot sah vielleicht gefährlicher aus, aber es war am leichtesten zu treffen. Ein Wort wie »Mehrsilbigkeit« konnte sich in keiner der Ecken verstecken. Als wir anfangen, das zu spielen, pflegte Mum mir die Wörter vorzulesen; später versuchte sie, mich dazu zu bringen, dass ich sie ihr vorlas. Es machte ihr großen Spaß, lange Wörter mit mir zusammen auszusprechen. Im Deutschen gibt es viele lange Wörter, weil man zwei aneinanderhängen und daraus ein neues machen kann.³

Dass während dieser langen Wartezeiten immer meine Mutter auf mich aufpasste, bestätigt meinen Eindruck, dass meine Mutter und ich uns am besten verstanden. Es war zwar keine feste Regel, aber wir benutzten im Wartezimmer nie Gebärdensprache und sprachen auch nicht über Max.

Viele Menschen lieben ihre Mütter, aber ich halte mich für berechtigt zu behaupten, dass ich meine mehr liebte als Sie Ihre. Als ich ganz klein war, fühlte es sich an, als wären wir immer noch eine Person, als würde sie jedem meiner Bedürfnisse zuvorkommen. An sie ge-

3 Dekanin Winterbottom: Ich kann keinen Hinweis darauf finden, dass Günter Deutsch sprach, nicht einmal später in London. Seine Mutter scheint es ihm nicht beigebracht zu haben. Vielleicht weil sie so lange gebraucht hatte, um sich selbst einzureden, sie sei Engländerin.

schmiegt, konnte ich sie umarmen und ihre Arme um mich herum spüren; das war fast so, als trüge sie mich immer noch durch die Gegend. Natürlich waren wir getrennt worden, aber ich war nach wie vor ein Teil von ihr. Falls ich überhaupt in die Welt auszog, dann für sie, quasi als Fortsetzung ihrer selbst. Und ich berichtete ihr hinterher immer, was ich gesehen und getan hatte, und teilte das erworbene Wissen mit ihr. Manchmal, wie um mir meine Aufgabe, ihr von meinen Erlebnissen in der Welt zu berichten, zu erleichtern, erzählte sie mir Dinge, die sie bereits wusste und die mir helfen würden zu verstehen, was ich sah und erlebte. Und obwohl ich Dinge durcheinanderbrachte und niemals das Richtige zu sagen wusste, manchmal sogar vergaß, zwischen meine Füße und meine Schuhe Socken zu bringen, liebte sie mich.

Das spielte sie auch nicht. Sie sah mir gern zu. Meine Scherze fand sie lustig, obwohl oder gerade wenn sie keinen Sinn ergaben. Als wir älter wurden, wollte ich unsere Beziehung insofern ins Gleichgewicht bringen, als ich mich auch um sie kümmerte. Doch dazu kam ich nie. Selbst am Ende besaß ich keinerlei Möglichkeit, sie zu trösten, wie sie mich immer getröstet hatte.

2. KAPITEL

ALS ICH EIN GRÜNER JUNGE WAR

Als ich sieben war, nahm mein Vater mich mit, und ich entdeckte das Glas. Mum hatte Schicht als Kassiererin bei Sainsbury's, und weil dort nicht genug Platz war, um mich unter der Kasse zu verstecken, musste ich mit Dad auf Geschäftsreise. Dad war ein Geschäftsmann. Womit er Geschäfte machte, änderte sich regelmäßig, also war das einzig Konstante, dass er immer etwas verkaufte. Er tat sich nie hervor, was wahrscheinlich bedeutet, dass er nie jemand um sein Geld betrog, aber wenn andere Kinder mich fragten, was mein Dad arbeitete, war ich immer leicht irritiert und murmelte etwas von wegen, er trüge eine Krawatte.

Mein Vater war immer geradeheraus. Man hätte ihn nie dabei erwischt, zwei Wörter zu benutzen, wenn eines ausreichte. Nie dabei, überhaupt Worte zu verlieren, wenn ein Nicken genügte. Allerdings war er daher auch nicht gut in Gebärdensprache. Immer war er dafür, sich eben zu arrangieren, zu essen, was man ihm vorsetzte, einen Fuß vor den anderen zu setzen, nur mäßig zu trinken, Ziele knapp zu erreichen, über die Runden zu kommen, eher zu gehen als zu rennen, aber all das hätte er niemals laut ausgesprochen, weil er Dinge lieber für sich behielt. Bis vor kurzem war er nicht der Typ, der über seine Gedanken oder Gefühle spricht, daher hielt ich ihn für eine Art Anti-Philosophen, fähig, vieles, das

andere in Frage stellen würden, ohne Nachdenken zu tun.

An diesem einen Tag musste mein Vater nach Dudley fahren. In seine Besprechung konnte er mich schlecht mitnehmen, da ich gern endlos lange Fragen stellte, mit denen ich – hätte man mich gelassen – sogar den Pull-over des Universums aufgeribbelt hätte. Sicher hätte ich die Besprechung gestört und Dad seinen Ruf oder, noch schlimmer, seinen Job riskiert. Dann hätte es kein Geld für Lebensmittel und die Hypothek gegeben. Das geschehen zu lassen wäre unverantwortlich gewesen. Also tat er etwas, das heute nicht mehr als fürsorgliche Erziehung durchgehen würde: Er suchte nach dem nächstgelegenen Museum, brachte mich hinein und trug mir auf, das Gebäude nicht zu verlassen.⁴

Zunächst spazierte ich herum, sah mir die Ausstellungsstücke an und durch sie hindurch. Dabei sann ich darüber nach, wie sie die Welt gewissermaßen zerkaute und in Wirbeln und seltsamen Perspektiven wieder ausspuckten. Das hatte große Ähnlichkeit mit einer Flüssigkeit, aber mit einer gefrorenen. Als dann ein freundlicher alter Mann mir erklärte, Glas sei tatsächlich eine sehr zähe Flüssigkeit, konnte ich selbst erkennen, dass er recht haben musste. Und doch benahm es sich sehr wie etwas Festes, sehr wie Eis. Ich hatte gerade erst etwas über feste, flüssige und gasförmige Stoffe gelernt, und das sah eindeutig wie ein fester Stoff aus. Aufregend, zuzuschauen, wie etwas die Regeln brach.

Ich erfuhr, dass Glas eines der ersten von Menschenhand gemachten Materialien war, dass Wissenschaftler

⁴ Dekanin Winterbottom: Es hieß The Broadfield House Glass Museum. Und es existiert bis heute, nur falls Sie mal einen Engpass bei der Kinderbetreuung haben sollten.

es ausgesprochen nützlich finden, weil sich fast jede Chemikalie darin aufbewahren lässt, dass es aus den gleichen Zutaten besteht wie Sand, dass es Galileo ermöglichte, die Sterne zu betrachten.

Ich stellte mir vor, meine Familie hätte die königliche Herrschaft über Glas inne. Ich wäre dann Günter, Prinz von Glas, und die Leute könnten geradewegs durch mich hindurchschauen. Sie kämen zu mir, um mich nach den Sternen zu befragen, und ich gäbe ihnen alle Auskünfte. Während ich zum Ende des Saals spazierte, fragte ich mich, was mein Vater, der König von Glas, wohl gerade tat. Wahrscheinlich verzauberte er für die Menschen von Dudley Sand in Kristallpaläste. Deshalb war er vermutlich auch so viel auf Reisen, weil es in Salisbury eigentlich keinen Sand gab. Einmal war er nach Bournemouth gefahren, wo es richtig viel Sand gibt.

An meinen Dad zu denken gab mir das Gefühl von Einsamkeit. Ich blickte mich um, und da waren ein paar Erwachsene, die herumstanden, sich Exponate ansahen und dabei das Kinn in die Hand stützten. Sie machten alle einen sehr ernsten Eindruck. Ich war hungrig, und mein Vater hatte mich allein gelassen. Tränen stiegen mir in die Augen. Falls Dad Schlösser machte, dann musste er mir das doch auch zeigen, für die Zeit, wenn ich König wäre. Es war sehr gemein von ihm, mich nicht mitzunehmen. Stattdessen war ich allein an diesem blöden Ort und er seit – ich schaute auf die Uhr an der Wand – siebenunddreißig Minuten fort! Nun begann ich richtig zu heulen.

Der alte Mann, der mir erzählt hatte, Glas sei eine Flüssigkeit, kam her und ging neben mir in die Hocke.

»Na, na, wo ist denn dein Daddy?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich wütend. Das war doch wohl offensichtlich.

»Komm, Kleiner«, sagte er, »willst du dich nicht zu mir hinter die Theke setzen?«

Ich nickte und war immer noch ein bisschen wütend.

»Dann komm mit«, sagte er. Ich nahm seine Hand, die sich anfühlte wie Bastelpapier.

Wir setzten uns hinter die Theke im Foyer. Ich nahm das Eintrittsgeld von den Leuten entgegen und gab es ihm, damit er es in die Kasse legte. Er schenkte mir eines seiner Sandwiches mit Leberwurst. Während er kaute, wackelte sein Schnurrbart.

»Dein Schnurrbart ist hübsch«, sagte ich zu ihm. Er lachte.

»Danke schön«, sagte er. »Und wo ist dein Schnurrbart?«

»Den habe ich heute zu Hause gelassen«, sagte ich. »Meiner ist aus Glas.«

»Tatsächlich?«

»Ja, er ist ein Geschenk der schwedischen Königin«, sagte ich. Ein Satz, den ich sofort bedauerte. Bis dahin hatte ich ziemlich glaubwürdig geklungen. Jetzt wusste er wahrscheinlich, dass ich schwindelte. Im Erzählen von Lügengeschichten war ich nicht besonders gut.

Doch er schien es nicht zu bemerken. Ein paar Minuten später kam wieder ein Mann und grüßte. Er trug ein T-Shirt mit engen Ärmeln, die sich wie schwarze Bandagen um seine Unterarme spannten.

»Würdest du gern sehen, wie wir Glas machen?«, fragte der Schnurrbärtige. Ich nickte so heftig, dass das Sandwich fast in meinem Kopf herumkullerte. »Das hier ist mein Freund Daz. Wie heißt du eigentlich, Junge?«

»Günter.«

Der andere schüttelte mit Daumen und Zeigefinger meine Hand. »Schön, dich kennenzulernen, Günter.« Ich ließ den Schnurrbartmann hinter der Theke sitzen und

folgte dem T-Shirt-Mann durch eine Tür in eine Werkstatt.

Dort beobachtete ich fasziniert, wie er eine Metallstange aus der Ecke nahm, die ungefähr so lang war wie er groß. Damit ging er auf etwas Großes an der hinteren Wand zu, das wie ein Schrank aussah. Er öffnete eine kleine Tür, so dass ein rundes Loch sichtbar wurde, aus dem orange glühende Hitze quoll. Es sah aus wie eine aufgehende Sonne. Mein Gesicht wurde heiß.

Er tauchte die Stange in die Mitte der Sonne und zog sie wieder heraus. An der Spitze hing eine klebrige Masse aus orange glühendem Sonnenhonig. Rasch drehte er die Stange zwischen den Fingern und pustete so in das Ende, dass der Sonnenhonig sich wie ein Ballon aufblähte. Er war ein Zauberer. Ein Priester. Da beschloss ich, dort mein Leben zu verbringen. In diesem Raum. Ich würde unter der Werkbank schlafen, mich von Sandwiches mit Leberwurst ernähren und lernen, wie man Vögelchen, Schlösser und Schnurrbärte aus Glas herstellt. Der Zauberer rollte das Glas auf einer metallenen Tischplatte, bildete ein perfektes Oval und bewegte es unablässig, so dass es nicht aus der Form geriet. Ich war entzückt.

Da hörte ich hinter mir Geschrei. Ich verstand nur die lautesten Wörter: »– KONNTEN SIE IHN –« und »SIE VERDAMMTER –« Da wurde mir klar, dass mein Vater aufgetaucht war, um mich abzuholen. Sah er denn nicht, dass ich mir hier bereits ein eigenes Leben eingerichtet hatte?

Die Tür ging auf, und da war der Schnurrbartmann, ziemlich rot im Gesicht. Neben ihm mein Vater mit noch röterer Gesichtsfarbe. Der T-Shirt-Mann musste das Glas weiterbewegen, während es abkühlte. Ich ging zu den beiden, um hallo zu sagen, weil mein Gefühl mir

sagte, das sei nötig. Mit seiner großen Hand auf meinem Hinterkopf schob er mich aus dem Raum.

»Sie hätten ihn hier nicht reinlassen sollen, zu dem ganzen Werkzeug«, fuhr mein Vater fort, während sich sein Hautton langsam wieder normalisierte. »Er hat manchmal eigenartige Einfälle. Ist nicht viel los da oben«, sagte er und tätschelte meinen Kopf.

»Er war mustergültig brav«, erklärte der Schnurrbartmann. Und setzte dann im entschuldigenden Tonfall des Unterlegenen noch hinzu: »Verzeihung, aber Sie hätten ihn auch nicht einfach so zurücklassen sollen.«

Ich persönlich fand, dass in meinem Kopf jede Menge los war, aber ich kam zu dem Schluss, dass mein Vater das nicht verstehen würde. Für mich waren eher die anderen Leute dumm und nicht annähernd so interessant wie etwa Sonnenhonig. Wenn ich groß wäre, wollte ich kein Mann mit einem wütenden Gesicht und einer Krawatte sein, sondern lieber wunderschöne Dinge herstellen und einen Schnurrbart tragen.

Auf der Autofahrt nach Hause sprachen wir kaum. Ich brach das Schweigen nur für wirklich wichtige Fragen wie: »Kommt unser Name von diesem Material, Glas?«

»Nein.«

»Er klingt aber genauso.«

»Das Wort ist deutsch. Der Name walisisch.«

»Mum ist Deutsche.«

Darauf antwortete er nicht, also vermutete ich, dass meine Schlussfolgerung richtig war. Wie sehr wir uns doch täuschen können, wenn wir über nichts anderes verfügen als Logik.

Doch ich war nicht dumm. Es kümmerte mich nicht, wenn Dad mich dafür hielt. Andere Leute konnten von mir denken, was sie wollten. Ich wusste ja, was interes-

sant war, und nur darauf kam es an. Meine Klassenkameraden hatten alle langweilige Pläne. Wenn sie nicht zu einem Rettungsdienst wie Feuerwehr oder Polizei wollten, dann traten sie in die Fußstapfen ihrer Eltern bei der Armee oder in der Landwirtschaft, oder sie wollten als Lehrer an der Schule bleiben. Zur Not konnten sie sich vorstellen, anderen Menschen als Rechtsanwälte oder Ärzte schlechte Nachrichten zu überbringen. Kein einziger nahm sich je vor, Zauberer zu werden, Spion oder Schiffskapitän. Es gab doch Millionen von Jobs da draußen, und die Hälfte meiner Klassenkameraden würde es am Ende nicht einmal in einen der Berufe schaffen, sie sie gewollt hatten – letztlich würden sie eine Krawatte tragen und unsichtbare Früchte anbauen. Nicht mit mir. Zwar wusste ich noch nicht, was, aber ich würde irgendwas anderes finden.